

Die vorliegende pdf beinhaltet einen Scan der Original-Druckversion des folgenden Beitrags:

Thorsten Unger:

Arbeit und Nichtarbeit in der Literatur. Texte dreier Jahrhundertwenden.

In: Repräsentationen von Arbeit. Transdisziplinäre Analysen und künstlerische Produktionen. Hrsg. v. Susanna Brogi, Carolin Freier, Ulf Freier-Otten und Katja Hartosch. Bielefeld: transcript 2013 (Gesellschaft der Unterschiede 11), S. 59-86.

Bitte zitieren Sie den Beitrag in dieser Form mit dem Publikationsort des Erstdrucks.

Die Internet-Seite (URL), auf der Sie die pdf gefunden haben, unterliegt nicht der Langzeitarchivierung; ihre dauerhafte Erreichbarkeit ist nicht gewährleistet.

Aus: Repräsentationen von Arbeit.
Transdisziplinäre Analysen und künstlerische Produktionen.
Hrsg. v. Susanna Brogi, Carolin Freier, Ulf Freier-Otten und Katja Hartosch.
Bielefeld: transcript 2013 (= Gesellschaft der Unterschiede 11), S. 59-86.

Arbeit und Nichtarbeit in der Literatur

Texte dreier Jahrhundertwenden

THORSTEN UNGER

Das alte Thema ›Arbeit‹ ist auf neue Weise in die Literatur zurückgekehrt. Hatte die Literatur der Arbeitswelt in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts industrielle Arbeitsbedingungen in den Mittelpunkt gerückt, die Maloche am Fließband und die Organisation von Streiks, so zeigen Romane und Bühnenstücke der letzten fünfzehn Jahre vermehrt Menschen in Führungspositionen. Leitende Angestellte, Manager, Selbstständige repräsentieren die ›post-industrielle‹ Arbeitswelt und die Diskurse der New Economy und des New Management. Die ›Ich-AG‹ ist im literarischen Feld angekommen, und zwar nicht nur als Gegenstand der Literatur. Vielmehr eignet sich dieses Stichwort auch, um die Existenzweise eines beträchtlichen Teils junger und älterer Literaten im angebrochenen 21. Jahrhundert zu bezeichnen.

Im Sinne einer Historisierung gegenwärtiger Debatten steht in diesem Beitrag jedoch die Vergangenheit im Zentrum. Wie behandelte die Literatur früherer Jahrhunderte den Wertkomplex der Arbeit? Was ist dort über verschiedene Formen von Nichtarbeit, über Faulheit, Müßiggang, Arbeitslosigkeit zu lesen? Welche habituellen Einstellungen zur Arbeit haben die Jahrhunderte überdauert? Diesen Fragen wird anhand von ausgewählten Textbeispielen aus der Zeit um 1800 und um 1900 nachgegangen; ein Ausblick führt am Schluss in die Gegenwart um 2000. Arbeitsgeschichtlich stehen diese Schnitte in Deutschland 1800 für die spätfeudalistische Zeit einer in Gang kommenden industriellen Entwicklung im Zeichen der Kohle, der Dampfmaschine und der Manufakturen, 1900 für die Zeit der zweiten industriellen Revolution im Zeichen von Öl, Elektromotoren und der Rationalisierung nach Prinzipien Taylors und Fords sowie 2000 für die Zeit der dritten industriellen Revolution im Zeichen der Computertechnologie und einer Fabrik ohne Arbeiter.

1. ARBEIT IN DER LITERATUR UM 1800

Im Jahrhundert der Aufklärung griffen die bürgerlichen Sozialschichten, die auch Träger der Literatur und des sich ausdifferenzierenden literarischen Marktes waren, das Konzept der Arbeit emanzipatorisch auf und setzten es zur Stärkung der eigenen, zunehmend über Leistung definierten Position gegenüber dem Adel ein. »Arbeit ist des Bürgers Zierde«, dichtete Friedrich Schiller (1759–1805) und meint damit keineswegs ein akzidentelles Ornament; vielmehr bezeichnet »Zierde« hier sowohl das, was dem Bürger pflichtgemäß zukommt, was sein Wohlergehen und seinen Wohlstand befördert, als auch das, was ihn ehrt, was er im positiven Sinne als Grundlage seiner gesellschaftlichen Identität ansehen kann:

»Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis,
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.« (Schiller [1800] 1987: 439, V. 318–321)

Das *Lied von der Glocke* erschien erstmals im *Musen Almanach* exakt des Jahres 1800. Bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein lernten Generationen von Schülerinnen und Schülern Schillers Verse auswendig; das Gedicht trug so ein Mosaiksteinchen bei zur Verinnerlichung eines positiven Habitus im Feld der Arbeit. Dieser ist bei Schiller mit einem klaren *gendering* verbunden, denn die Rede ist sowohl von Berufsarbeit des Mannes, die auf Erwerb ausgerichtet ist, als auch von Arbeitsleistungen im bürgerlichen Haushalt und bei der Erziehung der Kinder, die von der Frau erwartet werden:

»Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen. [...] Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,

Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn.« (Ebd.: 432f., V. 106–126)

Damit konnte Schillers *Lied von der Glocke* in den Schulen auch für die Geschlechtererziehung eingesetzt werden. Doch mögen gerade diese Inhalte dazu beigetragen haben, dass Deutschdidaktiker des fortgeschrittenen 20. Jahrhunderts das Gedicht nicht mehr für zeitgemäß hielten, sodass es seit den siebziger Jahren im schulischen Lektürekanon in den Hintergrund trat.¹

Wenn das 18. Jahrhundert in seinen Schriften eine positive Einstellung zur Berufsarbeit verbreitete, so konnte es an Weichenstellungen der Reformationszeit anschließen, denn diese bildet vor der Aufklärung die wichtigste Etappe auf dem Weg zu einer Neubewertung des vorher eher negativ besetzten Begriffs. Wie nämlich schon das mittelhochdeutsche Wörterbuch *arbeit*, *arebeit* mit »mühe, mühsal, not die man leidet od. freiwillig übernimmt«, übersetzt (Lexer 1983: 7), so war Arbeit in den Jahrhunderten vor der Reformation nicht gut angesehen.² Im mittelalterlichen Mönchtum blieb sie als *vita activa* klar der kontemplativen Lebensweise, der *vita contemplativa*, untergeordnet; Letztere aber galt als Königsweg zum Heil. Auch in der bekannten Benediktinerregel »ora et labora« sollte Arbeit lediglich die demütige Haltung des Mönchs unter Beweis stellen (vgl. Vontobel 1946: 5). Für alle Menschen führte indes Thomas von Aquin (ca. 1225–1274) als wesentliche Funktionen der Arbeit neben der Beschaffung von Nahrung die Beseitigung des Müßiggangs und die Zähmung des Leibes an (vgl. Conze 1972: 162). Solch asketische Funktionszuweisungen finden sich auch noch bei Martin Luther (1483–1546). Entscheidend für seine positive Neubewertung ist aber die besondere sittliche Würde, die Arbeit in der reformatorischen Theologie bekommt: Als Berufsarbeit ist sie unmittelbar Dienst am Nächsten und geradezu Gottesdienst. Demgegenüber ist das kontemplative Leben der Mönche dem tätigen Leben nicht mehr übergeordnet. Ohnehin zählt

1 Zum Thema Arbeit in der Literatur der Weimarer Klassik vgl. weiterführend Bergahn/Müller (1979) und Buschinger (1986). Zu dem ergiebigen Forschungsfeld »Arbeit und Geschlechterrollen«, das hier mit Schillers *Lied von der Glocke* lediglich angerissen sei, vgl. aus historischer Perspektive orientierend und mit weiterführender Literatur Hausen (2000).

2 Vgl. zur Geschichte des Arbeitsbegriffs seit der Antike Conze (1972).

im Verhältnis zu Gott allein der Glaube. Ansonsten sind alle Menschen zu einer Berufsarbeit aufgefordert, die als praktische Nächstenliebe gelten kann und insofern Gott wohlgefällig ist. Dabei sind alle Berufe vor Gott gleichwertig, auch kirchliche Tätigkeiten sind schlichte Funktionen im Dienst am Nächsten und nicht mehr wert als andere Berufe. Jedem Menschen gleich welchen Standes sei eben »sein besonderes Werk zu eigen gegeben«, heißt es in Luthers Schrift *An den christlichen Adel deutscher Nation* (Luther [1520] 1990: 44f.): »Ein Schuster, ein Schmied, ein Bauer, ein jeglicher hat seines Handwerks Amt und Werk, und dennoch sind sie alle gleich geweihte Priester und Bischöfe, und ein jeglicher soll mit seinem Amt oder Werk den anderen nützlich und dienstlich sein [...]« (Ebd.: 17). Auch wenn diese berufsethischen Überlegungen an den Arbeitsbedingungen des spätmittelalterlichen Handwerks und dem festen Gefüge einer ständisch gegliederten Gesellschaft orientiert sind, worin der durch Geburt bestimmte Berufsstand kaum zu verändern war, bedeutet Luthers Position für die Alltagsarbeit der niederen Stände doch eine beachtliche Aufwertung.³

Hieran konnte die Aufklärung unter säkularen Vorzeichen mit innerweltlichen Begründungen anschließen, wie sich anhand von Joachim Heinrich Campes (1746–1818) Vorlesebuch *Robinson der Jüngere* von 1779 zeigen lässt. Das Beispiel eignet sich gut, weil es den literarischen mit dem pädagogischen Diskurs verbindet.⁴ Campe arbeitete nach dem Studium der Evangelischen Theologie und einer Tätigkeit als Hauslehrer und Prediger ab 1776 für einige Jahre am von Johann Bernhard Basedow (1724–1790) gegründeten Philanthropinum in Dessau, Erziehungsanstalt, Reformschule und zugleich Ausbildungsstätte für Lehrer. Die an dieser einflussreichen Einrichtung tätigen Philanthropen setzten auf die Entfaltung der natürlichen Anlagen des Kindes durch eine praktische, weltorientierte Erziehung im Geiste der Vernunft. Eine große Rolle spielte hierbei eine positive Arbeitsorientierung, sodass der Philanthropismus nach der Reformation als zweite wichtige Bewegung angesehen werden kann, die im Diskurs über Arbeit einen entscheidenden Schub hin zu einem positiven Arbeitsverständnis gebracht hat.

3 Vgl. zur Bewertung der lutherischen Position Vontobel (1946: 7) sowie Conze (1972: 166).

4 Bei der Besprechung von Campes *Robinson* greife ich auf die vorzügliche Untersuchung von Koller (1991) zurück. Vgl. auch Blödorn (2006) und Schönert [1989] (2007) sowie zu Parallelen zwischen Campe und dem Anfang des 20. Jahrhunderts entwickelten Konzept der Arbeitsschule des Reformpädagogen Georg Kerschensteiner (1854–1932) Unger (2004: 58–61).

Hans-Christoph Koller konstatiert für die philanthropische Perspektive sechs wesentliche Aspekte des Wertes der Arbeit: 1.) in anthropologischer Hinsicht werde Arbeit nicht als äußere Pflicht, sondern als inneres Bedürfnis gegen die Langeweile gesehen; 2.) in pragmatischer Hinsicht sei Arbeit zur Sicherung des Lebensunterhalts notwendig; 3.) in sozialer Hinsicht ermögliche Arbeit Wohltätigkeit im Gemeinwesen; 4.) in moralischer Hinsicht sei Arbeitsamkeit eine Tugend und bewahre vor Lastern; 5.) in medizinischer Hinsicht fördere Arbeit die Gesundheit; 6.) und in pädagogischer Hinsicht lassen sich durch Arbeit gesellschaftlich notwendige Kenntnisse vermitteln (vgl. Koller 1991: 42–46).

Diese Aspekte sind in *Robinson der Jüngere* präsent. Denn Campe übersetzt hier nicht einfach die Vorlage von Daniel Defoe, *The Life and Strange Surprising Adventures of Robinson Crusoe* von 1719; schließlich gab es bereits mehrere Übersetzungen sowie diverse »Robinsonaden«, Romane also, die das Defoe'sche Erzählschema aufnahmen: Schiffbruch, Leben auf einsamer Insel, utopische Idealgesellschaft (vgl. Stach/Gädeke-Schmidt 1991; Fohrmann 1981; Kayser 2004). Campe macht daraus vielmehr einen durch und durch pädagogischen Text (vgl. hierzu auch Fertig 1977). Dazu schafft er zunächst einen Erzählrahmen und verlegt Robinsons Geschichte in die Binnenerzählung. Bei Defoe fungierte Robinson selbst als homodiegetischer Ich-Erzähler, der seine eigenen Erlebnisse schilderte. Campe konstruiert dagegen eine Rahmenhandlung und setzt einen Familienvater ein, der als heterodiegetischer Erzähler seinen Kindern Robinsons Erlebnisse und Reflexionen nahebringt. Dabei unterbricht der Vater die Erzählung immer wieder, um die Kinder ihre Einsichten und Bewertungen formulieren zu lassen, und hält sich auch selbst nicht mit Kommentaren zurück. Campe erzählt also nicht einfach *Robinson*, sondern er führt vor, wie man *Robinson* so erzählt, dass Kinder und Erwachsene möglichst viel daraus lernen können.

Zu den wesentlichen Lerninhalten gehören ein positives Verhältnis zur Arbeit und ein konsequentes Vermeiden des Müßiggangs. Eine solche Arbeitseinstellung sollen die Kinder als Habitus ausprägen. Dazu gehört es bereits, dass sie an diesen Erzählenden beim Zuhören nicht die Hände in den Schoß legen, sondern nebenbei einige einfache Arbeiten übernehmen:

»Vater. Aber, was denkt ihr denn zu machen unter der Zeit, daß ich euch erzäle? So ganz müßig werdet ihr doch wohl nicht gern da sizzen wollen?

Johannes. Ja, wenn wir nur was zu machen hätten!

Mutter. Hier sind Erbsen auszukrüllen! Hier türksche Bonen abzustreifen; wer hat Lust?

Alle. Ich! ich! ich! ich!

Gotlieb. Ich, und meine Lotte und du, Fritzchen, wollen Erbsen auskrüllen: nicht?

Lotte. Nein, mit Erlaubniß, ich muß erst den Kettenstich machen, den Mutter mir gezeigt hat.« (Campe [1779/80] 1981: 20)

Indem die Kinder Erbsen auskrüllen oder einen Kettenstich sticken, vermeiden sie Müßiggang und setzen ganz im Sinne der Philanthropen direkt handwerklich um, was ihnen kognitiv als positive Arbeitshaltung vermittelt wird. Dazu gehört die Einsicht, dass Arbeit die Aneignung notwendiger Lebenstechniken ermöglicht und zur umfassenden Bildung beiträgt. So erklärt Campe Familienvater den Bildungseffekt technischer Entwicklungen zur Bedürfnisbefriedigung:

»Diesen Bedürfnissen also haben wir es zu verdanken, daß wir klug und verständig werden. Denn wenn uns die gebratenen Tauben in den Mund flögen; wenn Häuser, Betten, Kleider, Speise und Trank und alles Andere, was wir zur Erhaltung und zur Bequemlichkeit des Lebens nöthig haben, so ganz von selbst und schon ganz fertig aus der Erde hervorwüchsen; so würden wir sicherlich weiter nichts thun, als essen, trinken und schlafen; und dan würden wir bis an unsern Tod so dum bleiben, als das liebe Vieh.« (Ebd.: 61)

Gängige Schlaraffenland-Vorstellungen (vgl. hierzu Richter 1984: 39–42, 174f.) illustrieren hier eine müßiggängerische Lebensweise, verlieren unter Bildungsaspekten aber ihren Reiz: Wer nicht arbeitet, bleibt dumm. Als Verstehenshintergrund ist dabei noch einmal an die identitätsstiftende Funktion von Arbeit zur Emanzipation des Bürgertums vom Adel zu erinnern. Wer Müßiggang pflegt und lediglich isst, trinkt und schläft, wie man es Aristokraten nachsagt, muss sich einen Vergleich mit dem lieben Vieh gefallen lassen. Je stärker indessen der identitätsstiftende Faktor ins Gewicht fällt, desto mehr gewinnt die Arbeit für die Angehörigen des Bürgertums auch einen verpflichtenden Charakter. Für den aber, der zur Arbeit verpflichtet ist, ist es hilfreich, zusätzlich der Meinung zu sein, er werde durch Arbeit klug.

Als weiteren positiven und zur Arbeit motivierenden Aspekt stellt Campe die Arbeitsfreude heraus. Zwingt die Regenzeit zum Nichtstun, leidet Robinson auf seiner Insel an Langeweile: »Nichts zu thun zu haben, und ganz allein zu sein – Kinder, was das für ein Leiden sei, davon habt ihr noch gar keine Vorstellung!« (Campe [1779/80] 1981: 142f.), kommentiert der Familienvater. Arbeit, worunter bei Campe vornehmlich die handwerkliche Herstellung von Gegenständen zur Meisterung des Alltags verstanden wird, gibt Robinson dagegen das Gefühl innerer Ausgeglichenheit:

»So oft ihm eine solche neue Arbeit glückte, hatte er eine unaussprechliche Freude darüber; und dan pflegte er zu sich selbst zu sagen: was bin ich doch in meiner Jugend für ein grosser Nar gewesen, daß ich meine meiste Zeit mit Müßiggang zubrachte!« (Ebd.: 71)

Die schon im Mittelalter und bei Luther zu findende scharfe Entgegensetzung von Arbeit und Müßiggang ist in Campes *Robinson* durchgehend präsent. An einer späteren Stelle wird Müßiggang auch von einem der Kinder ausdrücklich verworfen: »Wenn man nichts zu thun hat«, weiß der kleine Johannes, »so fällt einem lauter dum Zeug ein!« (Ebd.: 169f.)

Es stellt sich die Frage, warum die Philanthropen so sehr gegen den Müßiggang ins Feld zogen. Hierzu ist einzuschreiben, dass Müßiggang auch in dieser Zeit nicht das gleiche ist wie Muße. Johann Christoph Adelungs (1732–1806) Wörterbuch von 1798 definiert Muße als »die von ordentlichen Beschäftigungen, von Berufsgeschäften übrige oder freye Zeit [...]. Ingleichen die völlige Freyheit von allen pflichtmäßigen Beschäftigungen.« ([1798] 1990: Sp. 328) Muße bedeutet also nicht Untätigkeit, sondern vielmehr die Möglichkeit, frei zwischen Untätigkeit und Tätigkeit wählen zu können, ohne zu der gewählten Tätigkeit verpflichtet zu sein. Seit alters her ist man der Auffassung, dass Muße etwa zur Produktion von Kunst erforderlich sei. Schon Aristoteles (384–322 v.Chr.) nennt in der *Nikomachischen Ethik* Muße eine Voraussetzung für menschliches Glück, das er mit ›Tätigsein des Geistes‹, das nach keinem außerhalb gelegenen Ziele strebt, und mit ›Selbstgenügsamkeit‹ genauer beschreibt (vgl. 2003: 289f.). Als »Müßiggang« bezeichnet Adelung demgegenüber »die unthätige Unterlassung der pflichtmäßigen Arbeit, und in engerm Verstande, die Fertigkeit dieser Unterlassung« ([1798] 1990: Sp. 330). Um Müßiggang handelt es sich demnach, wenn man nicht arbeitet, obwohl man arbeiten müsste. Der Hinweis auf die *Fertigkeit* dieser Unterlassung verweist auf die Gefahr, eine müßiggängerische Lebensweise zu einem Habitus auszuprägen.

Robinsons Müßiggang während der Regenzeit unterliegt dieser Gefahr keineswegs und wäre allenfalls eine Form von erzwungenem Müßiggang; dass er sich Beschäftigungen sucht, um nicht untätig sein zu müssen, ließe sich besser als Tätigkeit in der Muße fassen. Dass dies bei Campe trotzdem unter der Kategorie des Müßiggangs abgehandelt wird, zeigt, dass es zur gewünschten Arbeitshaltung gehört, sich *durchgehend* zur Arbeit verpflichtet zu fühlen, um der Gefahr des Müßiggangs aktiv zu widerstehen. Es gibt immer etwas zu tun, ist die Einsicht, die den Kindern an Robinsons Beispiel vorgeführt wird. Diese Haltung steht im Geist einer aufklärerischen Ökonomisierung und ist auch staatswirtschaftlich erwünscht. In ihrer Untersuchung bürgerlicher Trauerspiele zeigt Margit Fiederer im Rekurs auf ökonomische Schriften des 18. Jahrhunderts, wie

hier der Müßiggang im »schärfsten Kontrast zu den ökonomischen Tugenden, besonders zur Pflicht der Arbeitsamkeit«, gesehen wird, weil er als »unwirtschaftliches Laster« die Verbesserung des allgemeinen Wohlstands hemmt (2002: 293–322, bes. 307). Argumente gegen den Müßiggang finden sich also nicht nur im moralischen, sondern auch im zeitgenössischen ökonomischen Diskurs.

Damit ist aber noch nicht Johannes' Bemerkung zum Thema Müßiggang erklärt, dass einem lauter dummes Zeug einfallt. Was den Müßiggang für Kinder und Jugendliche so gefährlich macht, lässt sich indes aus der »Seelenkunde« des 18. Jahrhunderts beleuchten, also aus dem psychologisch-pädagogischen Diskurs. Mitte der achtziger Jahre wurde von Campe eine Preisfrage zu dem Thema ausgeschrieben: »Wie man Kinder und junge Leute vor dem Leib und Seele verwüstenden Laster der Unzucht überhaupt und der Selbstschwächung insonderheit verwahren, oder, dafern sie schon angesteckt seyn sollten, wie man sie davon heilen könne?« Mit dem ersten Preis wurde Johann Friedrich Oest (1755–1815) für seinen Aufsatz ausgezeichnet, der 1787 erschien und häufig nachgedruckt wurde. Darin heißt es:

»Arbeit schreckt ab, weil sie leicht ermüdet. Müßiggang und Nichtstun gewinnen Reize. Bei weniger zerstreuer Arbeit nimmt immer die Sinnlichkeit zu und die Einbildungskraft ist nie geschäftiger, als wenn man müßig ist. Nun sind Schritte zu allen Lastern leicht möglich, aber zu keinem leichter, als zum Misbrauch des Erzeugungstriebes. Er wird am leichtesten rege, bekömmt leicht Nahrung und es sind der Wege so viel, ihn auf gewisse Art zu befriedigen! Jede wollüstige Vorstellung thut ihm schon zum Theil Gnüge. Ein unthätiger Mensch kann also zu keiner Zeit von sinnlichem Vergnügen mit weniger Mühe gelangen. Er braucht sich wenig darum aus der Stelle bewegen. Die ihm, beim Mangel andrer Beschäftigungen, durch seine desto stärker beschäftigte Einbildungskraft sehr nahe liegende Befriedigungsart, die unter dem Namen der Selbstschwächung bekannt ist, kann bei einem sehr geringen Maaße körperlicher Kräfte statt finden. Und sie wird es um so mehr, je weniger zu andern zerstreuten Beschäftigungen Gelegenheit oder Vorrath an Kräften da ist. Müßiggang und Unthätigkeit war immer die erste Quelle zur Unkeuschheit.« ([1787] 1991: 71f.)

Im Umkreis der Philanthropen fürchtet man also, dass Müßiggang die Selbstbefriedigung befördere. Wer sich dagegen mit einer Handarbeit beschäftigt, läuft nicht Gefahr, die Hände anderweitig einzusetzen.

Werfen wir von hier aus einen Blick auf eine Gegenposition, die wenig später in der Zeit der Frühromantik formuliert wird, nämlich von Friedrich Schlegel (1772–1829) in seinem 1799 erschienenen Romanfragment *Lucinde*. Als Roman

über den Roman kann man diesen Text lesen, als Schlegels Versuch, seine eigene Romantheorie geistreich umzusetzen (vgl. Dischner 1980: 29–31; Fuest 2008: 57). In 13 Kapiteln wechseln Briefpassagen, eine dithyrambische Phantasie, eine Allegorie über die Frechheit, Metamorphosen und Tändeleien einander ab. Inhaltlich geht es um die Körper und Seele gleichermaßen umfassende Liebe des Protagonisten Julius zu Lucinde, die teils eher besungen als geschildert wird und ihre Erfüllung in einer auf Liebe und Erotik basierenden Ehe findet. Den Zeitgenossen wurde Lucinde zu einem Skandal, weil man den Roman autobiographisch las und hinter männlichen wie weiblichen Romanfiguren reale Personen und deren reale Erlebnisse sah; solche Enthüllungen fand man entschieden zu frivol.

Im vorliegenden Zusammenhang interessiert das fünfte Kapitel mit dem Titel *Idylle über den Müßiggang*. »Idylle« nennt man eine kleine literarische Form mit einem räumlichen Arrangement, in dem Menschen, meist Schäfer, in einem harmonischen Verhältnis zur Natur vorgeführt werden. Idyllyendichtung kommt aus der Antike und wurde im 18. Jahrhundert in der Anacreontik wiederbelebt. Häufig werden harmonische Glücksmomente an einem *locus amoenus* vorgeführt, an einem »lieblichen Ort«, einer Ideallandschaft mit Frühlingsblumen, einem plätschernden Bach und Vogelgesang. Diese Motivik greift Schlegel auf, stellt aber vor allem heraus, dass solche Momente nur im Zustand des Müßiggangs zu erleben sind. Dabei schaltet er eine ausführliche Reflexion über den Müßiggang ein, in welcher Müßiggang und Muße einander angenähert werden (vgl. Saller 2007: 183–186). Die Idylle schließt bei Schlegel mit der Schilderung eines allegorisch-mythologischen Theaters, auf dem sich Prometheus und Herkules hinsichtlich ihres Verhältnisses zu Arbeit und Müßiggang gegenüberstehen.

In allen Teilen scheint der Text darauf abzuzielen, die zeitgenössische kulturelle Bewertung von Arbeit und Müßiggang, wie wir sie aus *Robinson* rekonstruiert haben, geradezu umzukehren. »O Müßiggang, Müßiggang!«, lässt Schlegel Julius ausrufen, »dich atmen die Seligen, und selig ist wer dich hat und hegt, du heiliges Kleinod! einziges Fragment von Gottähnlichkeit, das uns noch aus dem Paradiese blieb.« ([1799] 1963: 32). Müßiggang wird hier also der Sphäre der Götter zugeordnet; und wer es versteht, müßig zu gehen, ähnelt den Göttern.

Über Arbeit dagegen heißt es: »Nichts ist es, dieses leere unruhige Treiben, als eine nordische Unart und wirkt auch nichts als Langeweile, fremde und eigene.« (Ebd.: 34) Nicht also Müßiggang ist hier mit Langeweile verbunden wie bei Robinson während der Regenzeit, sondern im Gegenteil die Arbeit. Es ist das dem Arbeiten inhärente repetitive Moment, das diese Langeweile bewirkt, wie später an Prometheus gezeigt wird. Zugleich wird Arbeitsamkeit klimaspezifisch dem Habitus der Menschen in den nördlicheren Regionen zugeordnet. Schlegel rekurriert damit auf ein Gefüge von Selbst- und Fremdbildern im Feld der Ar-

beit, das bis heute stabil geblieben ist, und bringt es mit dem zeitgenössischen Orientdiskurs in Verbindung:

»Je schöner das Klima ist, je passiver ist man. Nur Italiäner wissen zu gehen, und nur die im Orient verstehen zu liegen; wo hat sich aber der Geist zarter und süßer gebildet als in Indien? Und unter allen Himmelsstrichen ist es das Recht des Müßiggangs was Vornehme und Gemeine unterscheidet, und das eigentliche Prinzip des Adels.« (Ebd.: 34f.)

Grenzte sich sonst das Bürgertum gerade durch Arbeit vom Adel ab, so erscheint beim Frühromantiker Schlegel ausgerechnet die Lebensweise des Adels als erstrebenswert. Im erotischen Kontext der Passage macht aber der Erzähler Julius deutlich, was er dabei mit Müßiggang auch verbindet:

»Gleich einem Weisen des Orients war ich ganz versunken in ein heiliges Hinbrüten und ruhiges Anschauen der ewigen Substanzen, vorzüglich der deinigen und der meinigen. Größe in Ruhe, sagen die Meister, sei der höchste Gegenstand der bildenden Kunst; und ohne es deutlich zu wollen, oder mich unwürdig zu bemühen, bildete und dichtete ich auch unsre ewigen Substanzen in diesem würdigen Styl. Ich erinnerte mich, und ich sah uns, wie gelinder Schlaf die Umarmten mitten in der Umarmung umfing. Dann und wann öffnete einer die Augen, lächelte über den süßen Schlaf des andern und wurde wach genug um ein scherzendes Wort, eine Liebkosung zu beginnen: aber noch ehe der angefangene Mutwille geendigt war, sanken wir beide fest verschlungen in den seligen Schoß einer halbbesonnenen Selbstvergessenheit zurück.« (Ebd.: 33f.)

Die kontemplativ bildende und dichtende Aufmerksamkeit auf die »ewigen Substanzen« entpuppt sich in romantischer Ironie als körperliches Liebesspiel von Julius und Lucinde und geht in Umarmung und Schlaf über. Schlaf und Erotik sind die gepriesenen Aspekte des Müßiggangs; und da weder Schlaf noch Erotik als langweilig gelten, leuchtet von hierher ein, dass Schlegel nicht Müßiggang, sondern Arbeit mit Langeweile in Verbindung bringt.

Die *Idylle über den Müßiggang* schließt mit der Schilderung eines allegorischen Theaterspiels, das vor Julius' Augen abläuft. Zu sehen ist zunächst Prometheus wie er

»[...] Menschen verfertigte. Er war an einer langen Kette gefesselt, und arbeitete mit der größten Hast und Anstrengung; auch standen einige ungeheure Gesellen daneben, die ihn unaufhörlich antrieben und geißelten. Leim und andre Materialien waren im Überfluß da; das Feuer nahm er aus einer großen Kohlenpfanne.« (Ebd.: 35f.)

Prometheus wird hier in der Weise vorgeführt, wie ihn das 18. Jahrhundert im Sturm und Drang wiederbelebt hatte. Er erscheint als derjenige, der den Menschen das Feuer gebracht hat, damit sie ihre Umwelt durch Arbeit gestalten können, und als der, welcher Menschen formt. »Hier sitz' ich, forme Menschen / Nach meinem Bilde« (Goethe [1773] 1993: 46), heißt es in Goethes (1749–1832) Versen im *Prometheus*-Gedicht. Bei Schlegel ist Prometheus allerdings weder Befreier noch selbst frei, sondern mit einer langen Kette an den Kaukasus geschmiedet und wird zu pausenloser Arbeit angetrieben, nämlich zur Formung von Menschen. Die antreibenden Gesellen werfen die fertiggestellten Menschen unter die Zuschauer der Theateraufführung, wo sie gar nicht mehr von den anderen zu unterscheiden sind. Diese prometheische Serienproduktion gewissermaßen am Fließband taugt als Möglichkeit der Individuation offensichtlich nicht. Auch von Selbstfindung in der Arbeit ist keine Rede. Kleine kommentierende Sataniken, die allenthalben herumwuseln, betonen noch einmal, dass auf diese Weise keinerlei Individualität zu haben sei:

»Er fehlt nur in der Methode!« fuhr der Satanikus fort: »Wie kann man allein Menschen bilden wollen? Das sind gar nicht die rechten Werkzeuge.« Und dabei winkte er auf eine rohe Figur vom Gott der Gärten, die ganz im Hintergrunde der Bühne zwischen einem Amor und einer sehr schönen unbedeckten Venus stand.« (Schlegel [1799] 1963: 36f.)

Nicht also mit der Arbeit der Hände lassen sich Menschen zustande bringen. Und – die Wortwahl erlaubt eine Übertragung auf den pädagogischen Diskurs – mit der Hände Arbeit lässt sich auch nichts für die Bildung der Menschen tun. Vielmehr müsse man für die Produktion von Menschen wie zu deren »Bildung« schon die rechten Werkzeuge benutzen, nämlich »deine und meine ewigen Substanzen«, wie sie an den Skulpturen der Venus in besonders schöner und des Priapos in besonders großer Form zu sehen und gleichsam als ewige Substanzen in Stein gemeißelt sind. Außerdem braucht man Amor, also Liebe, und die ist am besten im Müßiggang zu haben.

Prometheus gegenüber steht sodann Herkules, der von diesen Dingen, den Sataniken zufolge, mehr versteht:

»Darin dachte unser Freund Herkules richtiger, der funfzig Mädchen in einer Nacht für das Heil der Menschheit beschäftigen konnte, und zwar heroische. Er hat auch gearbeitet und viel grimmige Untiere erwürgt, aber das Ziel seiner Laufbahn war doch immer ein edler Müßiggang, und darum ist er auch in den Olymp gekommen. Nicht so dieser Prometheus, der Erfinder der Erziehung und Aufklärung. Von ihm habt ihr es, daß ihr nie ruhig sein könnt, und euch immer so treibt; daher kommt es, daß ihr, wenn ihr sonst gar nichts

zu tun habt, auf eine alberne Weise sogar nach Charakter streben müßt, oder euch einer den andern beobachten und ergründen wollt. Ein solches Beginnen ist niederträchtig. Prometheus aber, weil er die Menschen zur Arbeit verführt hat, so muß er nun auch arbeiten, er mag wollen oder nicht. Er wird noch Langeweile genug haben, und nie von seinen Fesseln frei werden.« (Ebd.: 37)

Herkules' Ziel des edlen Müßiggangs liegt also in der Befassung mit jenen 50 Mädchen, von denen die Mythologie berichtet. Auch wenn der erotische Subtext in den Vordergrund rückt und sich aus Schlegels Idylle keine »konsistente Theorie des Müßiggangs« ableiten lässt, wie die neueste Forschung herausstellt (vgl. Fuest 2008: 57), wird hier doch zeitgleich artikulierten bürgerlichen Identitätskonzepten, die sich auf Arbeitsamkeit und Bildung stützen, auf ironisch-subversive Weise widersprochen. Der Fortgang der Industrialisierung auch in den deutschen Kleinstaaten blieb freilich von Diskursbeiträgen dieser Art unberührt.⁵

2. ARBEIT IN DER LITERATUR UM 1900

Einhundert Jahre später ist die industrielle Entwicklung auch in Deutschland rasant fortgeschritten. Die Dampf-Eisenbahn hatte im 19. Jahrhundert Güter auf die Schiene gebracht und die wirtschaftliche Mobilität enorm erhöht. Jetzt eröffnen die Energieträger Erdöl und Strom und entsprechende Erfindungen neue Möglichkeiten. Telefon und Telegraphie beschleunigen die Kommunikation; Automobile schaffen Unabhängigkeit von der Schiene; Luftschiffe, bald auch Flugzeuge gestatten schnellen Post- und Warentransport über große Strecken. In den industriellen Produktionsabläufen selbst ist man bestrebt, die Effizienz der Arbeitsabläufe durch eine Verfeinerung der Arbeitsteilung zu erhöhen. Allen voran steht Frederick Winslow Taylor (1856–1915) für die Etablierung neuer Rationalisierungsprinzipien zur planmäßigen Produktionssteigerung. Taylor untersuchte körperliche Arbeitsabläufe mit dem Ziel, unnütze Wege und überflüssigen Kraftaufwand bei der Arbeit zu vermeiden. Auch die Rhythmisierung von Arbeitsprozessen wurde zur Beschleunigung genutzt. Jeder Arbeiter sollte »the highest grade of work for which his natural abilities fit him« verrichten können (Taylor [1911] 1947: 9). Im Zeichen Tayloristischer »Produktionsoptimierung« wurden indessen auch Akkordmarken hochgesteckt und in vielen Betrieben so-

⁵ Zu vielfältigen ökonomischen Aspekten der Zeit um 1800 vgl. mit Fokus auf Goethe neuerdings auch den instruktiven Ausstellungskatalog von Hierholzer/Richter (2012).

genannte *speed bosses* eingeführt, Antreiber zur restlosen Nutzung der Arbeitszeit im Produktionsablauf (vgl. Ven 1972: 241f.). An Taylors Prinzipien der Weg- und Kraftersparnis anschließend, entwickelte Henry Ford (1863–1947) für die Automobilproduktion ein ausgeklügeltes Fließfertigungssystem, in dem Montageanlagen »die Arbeit zu den Arbeitern hinschafften, statt umgekehrt« (Ford [1923]: 93). Zum Gesamtkonzept des »Fordismus« gehören neben der Rationalisierung und Beschleunigung der Serienfertigung indessen auch die Verringerung der Preise der hergestellten Waren sowie die Erhöhung der Arbeitslöhne; Ford setzte auf Massenkonsum und eine angemessene Beteiligung auch der Industriearbeiter am Wohlstand. In Deutschland wurden Taylorismus und Fordismus kritisch, aber auch mit einiger Faszination diskutiert.⁶ In der Weimarer Republik lässt sich an der Haltung zu Ford'schen Prinzipien die Spaltung der politischen Linken erkennen: Während kommunistische Gruppen den Fordismus ablehnten, weil er letztlich die Macht der Unternehmer zementierte, konnten Sozialdemokraten der Perspektive, Wohlstand für alle zu sichern, etwas abgewinnen. In diesem Zusammenhang ist daran zu erinnern, dass in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Zuge der Proletarisierung der Arbeitskräfte, die mit der Industrialisierung einherging, im Anschluss an Analysen und Forderungen von Karl Marx (1818–1883) und Friedrich Engels (1820–1895) eine breite Arbeiterbewegung entstanden war. Zur Zeit der Jahrhundertwende war sie als Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD) eine Massenpartei und wichtige politische Kraft, die dann in der Weimarer Republik als Regierungspartei staatstragend werden sollte.

Der Blick nach Amerika ist für diese Zeit auch deshalb relevant, weil der Arbeitsbegriff spätestens seit der Reichgründung 1871 verstärkt im Diskurs der nationalen Integration funktionalisiert wurde. Man bezog sich dabei auf Wilhelm Heinrich Riehls (1823–1897) Abhandlung *Von deutscher Arbeit* (1861). Riehl entwickelt darin das Modell einer nationalen »Volkspersönlichkeit«, die sich durch ihre Arbeit ständig legitimieren müsse und im Wettstreit mit anderen Nationen stehe. »Faule Völker werden *hinweggearbeitet* [Herv. i.O.] von den fleißigeren«, schreibt er in Übertragung Darwin'scher Evolutionstheoreme auf die Konkurrenz der Nationen, »denn sie können ihre Persönlichkeit nicht behaupten« (1861: 62). Es versteht sich, dass Riehl für Deutschland große Chancen sieht und von einem positiven deutschen Arbeitsgeist ausgeht; zur Optimierung empfiehlt er, jeder Arbeiter müsse sich von dem Bewusstsein begeistern lassen,

⁶ Fords Autobiographie *Mein Leben und Werk* (1923) wurde in den 1920er Jahren in Deutschland in mehr als 200 000 Exemplaren verkauft. Zu Henry Ford als einem typischen amerikanischen Selfmademan vgl. ausführlicher Unger (2004: 119–129).

»daß er nicht bloß für sich und die Seinen, sondern zugleich auch für die Nation [Herv. i.O.] arbeitet« (ebd.: 107).⁷ Die enormen Leistungen einer anderen Nation, nämlich der Vereinigten Staaten von Amerika mit ihrer rasanten industriellen und wirtschaftlichen Entwicklung und einem einzigartigen Städtewachstum, wurden indes um die Jahrhundertwende von Mitteleuropa aus mit Staunen, Respekt, aber auch mit Sorge wahrgenommen.⁸ War da etwa fern im Westen jemand noch fleißiger als der deutsche Arbeiter?

Dieses Selbst- und Fremdbildgefüge, aber auch der technische und arbeitsökonomische Diskurs um 1900 lassen sich an einem Science-Fiction-Roman gut in den Blick bringen, nämlich an Bernhard Kellermanns (1879–1951) *Der Tunnel* (1913). Der Roman wurde schnell in 23 Sprachen übersetzt und gilt als erster deutscher Weltbestseller (vgl. Waldmann 1982: 133; Fuld 1989: 180).⁹ Es geht darin um den Bau eines »submarinen« Eisenbahntunnels unter dem Atlantik, der die Neue mit der Alten Welt, Amerika mit Europa verbindet. Dazu braucht man unermüdliche Arbeit; für Müßiggänger ist bei so einem Projekt kein Platz.

Protagonist ist der amerikanische Ingenieur Mac Allan. Unter seiner Leitung werden von einer internationalen Arbeiterschaft an fünf Stellen gleichzeitig – an der amerikanischen Ostküste, auf den Bermudas, auf den Azoren, in Nordspanien und in Frankreich – Tunnelbohrungen vorangebracht. Eine verheerende Explosion in der amerikanischen Baustelle führt zu Massenaufständen der Arbeiter und zu einer weltweiten Wirtschaftskrise. Aber mit einer Verzögerung von zehn Jahren werden schließlich die Bohrungen erfolgreich miteinander verbunden, und am 1. Juni des 26. Baujahrs fährt die erste Eisenbahn in vierundzwanzig Stunden durch den Tunnel von Amerika nach Frankreich.

Mit dem fiktiven Ingenieur Mac Allan zeichnet Kellermann einen amerikanischen Selfmademan, der in vielen erzählerischen Einzelheiten dem realen Ingenieur Henry Ford ähnelt. Mac Allan hat den Aufstieg von ganz unten geschafft. Nach einem Bergbau-Studium entwickelt er die Idee des interkontinentalen Tun-

7 Zur nationalen Semantisierung von Arbeit vgl. auch Schönert (1988) sowie Trommler (1979).

8 Neben New York ist Chicago das beste Beispiel: 1800 gab es die Stadt praktisch noch nicht. 1880 hatte sie ca. 0,5 Mio. Einwohner, 1900 1,7 Mio. und 1920 bereits 2,7 Mio. (vgl. Sautter 2000: 118).

9 In den Ausführungen zu Kellermanns *Der Tunnel* stütze ich mich auf meine eigene Untersuchung in Unger (2004: 129–142). Einige Passagen aus diesem Buchabschnitt übernehme ich ohne Zitatmarkierung und ohne weitere Spezialnachweise wörtlich oder nahezu wörtlich.

nels und verfolgt sie mit größter Konsequenz. Für seine Hochleistungsbohrer erfindet er eigens einen neuartigen Stahl, annähernd so hart wie Diamanten, aber billiger, und gewinnt die amerikanische Hochfinanz für eine Anschubfinanzierung. Eine Aktiengesellschaft wird gegründet, das »Atlantic-Tunnel-Syndikat«, in dessen Namen Mac Allan als Chefingenieur das Projekt auf den Weg bringt. Weiteres Kapital wird von Kleinanlegern aktiviert, um das Tunnelprojekt auf eine breite und internationale Basis zu stellen. Denn: »Nicht eine Rotte von Kapitalisten und Spekulanten sollte den Tunnel bauen, er sollte Eigentum des Volkes, Amerikas, der ganzen Welt werden.« (Kellermann [1913] 1995: 111)

Im Wertgefüge des Romans um die Begriffe Arbeit und Müßiggang stehen die Spekulanten, die ohne Arbeit viel Geld verdienen, auf der Seite des Müßiggangs, rücken also in die Position ein, die bei Campe und Schlegel der Adel innehatte. Zum »effizienzorientierten modernen Techniker [...]« (Segeberg 1987b: 419), dem entsagungsvoll arbeitenden Ingenieur Mac Allan, gestaltet Kellermann einen Gegenspieler in der Figur des Leiters des Finanzressorts des Syndikats, S. Woolf. Bei seiner Ausgestaltung greift der Autor auf Anfang des 20. Jahrhunderts gängige rassistische Klischees zurück. S. Woolf, eigentlich Samuel Wolfsohn, wird als ungarischer Jude aus einfachsten Verhältnissen eingeführt, der sich in Amerika »hinaufgeschwungen« habe. »Hinaufgearbeitet« eben nicht, denn Woolfs Methoden haben mit der ehrlichen Arbeit eines Selfmademan wenig zu tun. Vielmehr operiert er hart an der Grenze zum Betrug, und es gelingen ihm »Geschäfte, die fünfundzwanzig und vierzig Prozent abwarfen und die nur im Finanzleben für erlaubt gelten« (Kellermann [1913] 1995: 155). Bald zeigt sich, dass Woolf mit Geld des Syndikats auf eigene Rechnung spekuliert. Zu seiner Geldgier kommt noch eine sinnlich-ausschweifende, müßiggängerische Lebensweise. Damit ist Woolf das krasse Gegenbild zu Mac Allan, dessen Arbeitseinsatz dem Gemeinwohl dient und zu dessen rationaler Lebensführung fraglos eine entschiedene Triebkontrolle gehört. Durch Woolfs Machenschaften wird das Syndikat in eine schwere Finanzkrise gestürzt, die sich zu einer regelrechten Weltwirtschaftskrise ausweitete. Seiner Entlassung kommt er durch Freitod zuvor (vgl. ebd.: 290–296).

Wird die Charakterkomponente des Betrügerischen von Kellermann unter Rückgriff auf Rassenklischees pointiert (vgl. z.B. ebd.: 275), so wird andererseits Allans kompromisslose Härte gegenüber Woolf national zugeordnet: »Plötzlich erkannte er [Woolf], dass Allan ein Amerikaner war, ein geborener und er nur ein gewordener, und Allan war stärker.« (Ebd.: 279) Gegenübergestellt sind hier also ein jüdischer Einwanderer und ein Amerikaner; diesen zugeordnet werden Praktiken des Geldverdienens ohne Arbeit, selbstsüchtiger Mü-

Biggung und Verschwendungssucht gegenüber harter Arbeit für das gesamtgesellschaftliche Wohl und persönlicher Entsagungsbereitschaft.

Das mit Mac Allan vorgeführte Fremdbild einer amerikanischen Arbeitshaltung wird im Roman auch auf das Tunnelprojekt insgesamt bezogen. Im Horizont von Science-Fiction muss es nicht verwundern, dass es den real erst 1994 fertiggestellten Dover-Calais-Tunnel in der seit 1913 zu lesenden Romanwelt bereits gibt. Mit Bezug auf diesen Prototypen kann Mac Allan in seinen Werbereden darauf hinweisen, dass für den transatlantischen Tunnel ja keine eigentlich neue Technik entwickelt werden müsse, sondern lediglich ein schon erprobtes Verfahren kühn in globale Dimensionen auszuweiten sei:¹⁰

»Der Dover-Calais-Tunnel hat eine Länge von rund fünfzig Kilometern. Mein Tunnel hat eine Länge von rund fünftausend Kilometern. Meine Aufgabe besteht demnach lediglich darin, die Arbeit der Engländer und Franzosen zu verhundertfachen, wenn ich auch keineswegs die größeren Schwierigkeiten verkenne.« (Ebd.: 53)

Als eine Potenzierung europäischen Arbeitens und eine enorme Steigerung der Arbeitsintensität wird also die Arbeit des Amerikaners eingeführt. Eben darin spiegelt der Roman das Staunen Europas über die rasante Entwicklung der Vereinigten Staaten in dieser Zeit.

Im Fall Mac Allans ist der Erfolg das Resultat seines pausenlosen Arbeitseinsatzes und seiner herausragenden Arbeitsleistung. Von Anfang an erscheint er »absorbiert von der Arbeit« (ebd.: 141) und verlangt sich Entsagungen im Privatleben ab. In seiner ersten Ehe mit der deutschstämmigen, musisch begabten Maud kommt die Ehefrau nicht auf ihre Kosten, weil in Mac Allans ganz auf das Arbeitsleben ausgerichteten Lebensweise für »Kultur« kein Platz ist: »Zuweilen kam ihr der Gedanke, als ob sie nicht recht in dieses Amerika hineinpasste, wo alles Busineß war und nur Busineß, als ob sie glücklicher geworden wäre da drüben in der Alten Welt, wo sie noch Erholung und Geschäft zu trennen verstanden.« (Ebd.: 32) Mac Allan dagegen verspürt kein Bedürfnis nach Muße und verbringt nur ein Minimum an Zeit in der Familie. Nach Mauds Tod heiratet er Ethel Lloyd, die Tochter eines Financiers, die sich für sein technisches Projekt

10 Segeberg zeigt, inwieweit Kellermann mit der Idee der Atlantikuntertunnelung auf den zeitgenössischen Technik-Diskurs zurückgreift (vgl. Segeberg 1987a: 173–183). Im vorliegenden Zusammenhang kann nicht darauf eingegangen werden, wie das an Mac Allan vorgeführte Arbeitsethos und das Gefüge von nationalen Selbst- und Fremdbildern der Arbeit sowohl in der Nazi-Zeit als auch in der DDR ideologisch instrumentalisiert wurde (vgl. hierzu ebd.: 200–205; Segeberg 1987b: 420f.).

begeistert zeigt. Die Ehe hat den klar herausgestellten Nebenzweck, die Finanzen des Schwiegervaters für das Tunnelprojekt zu sichern. Im beidseitigen vollen Bewusstsein dieser Zusatzfunktion (vgl. ebd.: 349–354) läuft die Ehe vortrefflich. Vorgeführt wird auf diese Weise, wie der amerikanische Ingenieur sein Privatleben für sein Lebenswerk funktionalisiert.

Die »Verhundertfachung« der Arbeit der Engländer und Franzosen zeigt sich also zum einen in einer Totalisierung: Mac Allans Leben ist Arbeit. Zum anderen wird die »Verhundertfachung« illustriert durch eine ungeheure Steigerung des Arbeitstempos, die er auf den Baustellen des Tunnels von seinen Mitarbeitern und den Arbeitern fordert. Gearbeitet wird umschichtig Tag und Nacht. Das »Allansche Tempo«, das alle mit sich fortreißt (ebd.: 70), findet seine Entsprechung im raschen Erzähltempo des Romans. Dieser Eindruck entsteht durch ein mehrsträngiges Erzählen, wobei der Erzähler, vergleichbar der filmischen Montagetechnik, mit scharfen Schnitten zwischen verschiedenen Erzählebenen wechselt. Es entstehen abrupte Blickwechsel und der Eindruck, es seien hier Augenblicksaufnahmen zusammenmontiert. Auf der Mikroebene finden sich ausführlich erzählte Passagen aus dem Arbeitsalltag neben summarischen Zusammenfassungen von Arbeitsabschnitten, bei denen kurze, bilderreich und suggestiv pointierende Sätze den Eindruck großen Tempos hervorrufen: »Mac Allans Arbeit war nicht jene Arbeit, die die Welt bisher kannte, sie war Raserei, ein höllischer Kampf um Sekunden. Er rannte sich den Weg durchs Gestein!« (Ebd.: 128)

Die Arbeiter selbst treten im Roman als amorphe Masse in Erscheinung. Von Ingenieuren beaufsichtigt, sind sie im Tunnel zu Tausenden beschäftigt. Der Erzähler lässt sie wiederholt stilistisch kollektiviert in einer dumpfen Einheit zerfließen; einzelne Arbeiter werden an keiner Stelle Handlungsträger. Insbesondere nutzt Kellermann die Verben zum variierten Kollektivsubjekt »Masse«, um die in ihr wohnende Kraft und das Gewaltpotential zu illustrieren. Das »Heer der Arbeitslosen [...] wälzte sich [...] nach Downtown« (ebd.: 66), drinnen im Tunnel »tobte der tausendarmige Mensch!« (ebd.: 128), und bei einer Arbeiterdemonstration in New York ist es in einer kühnen synästhetischen Metonymie »der dampfende, laute Schweiß, der sich [...] vorbeiwälzte« (ebd.: 245). Für diese Schilderung der Arbeitermassen ist weniger die Stellung des Autors zum wirtschaftspolitischen System ausschlaggebend als vielmehr ein Bezug zum zeitgenössischen Diskurs über Massen. 1908 war die erste Auflage von Gustave Le Bons (1841–1931) Studie zur *Psychologie der Massen* in deutscher Übersetzung erschienen, deren Thesen sich in Kellermanns Vorführung der Beeinflussbarkeit der Massen niederschlagen.

Im vorliegenden Zusammenhang ist bedeutsam, auf welche Weise das an der Figur Mac Allan vorgeführte Arbeitsethos und die Arbeit am Werk des Tunnels selbst eine ideologische Komponente erhalten: Der Roman präsentiert nämlich in mehrfacher Hinsicht ›Arbeit als Religion‹. Dabei wird erstens das semantische Feld der christlichen Religion für bildhafte Beschreibungen der Arbeit im Tunnel herangezogen. So wird der Arbeitsbereich im Innern des Tunnels in unmittelbarer Umgebung der Bohrer die »Hölle« genannt, und die Arbeiter an dieser tiefsten Stelle heißen »hellmen«, während die »purgatory-men« unmittelbar davor, im »Fegfeuer«, mit dem Abtransport von Gestein beschäftigt sind (ebd.: 134). Eine alljährliche Generalinspektion der amerikanischen Baustelle heißt »jüngstes Gericht« (ebd.: 170). Unmittelbar nach einer Katastrophe hören Rettungsmannschaften tief drinnen geradezu satanisches Gelächter von Überlebenden, die glauben, »sie seien in der Hölle« (ebd.: 223). Die »Edison Bioskop Gesellschaft«, eine für die Berichterstattung über den Tunnelbau gegründete Mediengesellschaft, mit deren ständiger Präsenz Kellermann der Erzählung vom Tunnelbau eine zweite Repräsentationsebene unterlegt, zeigt in den Wochenschauen der Welt »die ganze Bibel der modernen Arbeit« (ebd.: 161).

Vor allem aber wird Arbeit zweitens explizit als Religion bezeichnet und übernimmt religiöse Funktionen. Schlüsselstelle hierfür ist eine Ansprache Mac Allans an die Arbeiterschaft, mit der er sie nach der Tunnelkatastrophe bewegen will, ihre Arbeit wieder aufzunehmen. Arbeit stifte Gemeinschaft, sie sei das »Schicksal« aller, der Ingenieure wie der Arbeiter, die Arbeit am Tunnel gebe »Tausenden Brot« (ebd.: 234). Und am Schluss pointiert er: »Die Arbeit ist nicht ein bloßes Mittel, satt zu werden! Die Arbeit ist ein Ideal. Die Arbeit ist die Religion unserer Zeit!« (Ebd.)¹¹

Damit stellt der Roman Anfang des 20. Jahrhunderts die Diagnose einer neuen Haltung zur Arbeit, mit der sich Mac Allans Arbeitswut noch einmal in einem anderen Licht betrachten lässt. Religiös wirkt in der Tat die Unbedingtheit, mit der er sich in den Dienst seines Projektes stellt und alle konkurrierenden Sinnangebote wie Familie und Kultur hintanstellt. In diesem Sinne religiös verstanden, fordert die Arbeit auch ihre Opfer. Die Schlüsselstelle hierzu ist die Schilderung des Todes von Mac Allans erster Ehefrau Maud. Maud opfert sich nämlich selbst, indem sie sich nach der Tunnelkatastrophe der aufgebrachten Masse entgegenstellt und gesteinigt wird. Durch dieses Opfer werden weitere Zerstörungen der Produktionsanlagen abgewendet und die Arbeit am Tunnel kann fortgesetzt werden. In einer geradezu grotesken Umkehrung des Jesusworts (Joh

11 Die religiöse Dimension stellt auch Kittstein (2005) heraus, der Mac Allan geradezu als »Messias« bezeichnet.

8,7) bekennt eine »rasende Italienerin [...] höhnend und gellend: ›Ich habe die ersten Steine geworfen. Ich!‹« (Kellermann [1913] 1995: 212)

Andererseits spielen Religionsgemeinschaften im engeren Sinne im Roman kaum eine Rolle. Nur im Zusammenhang mit den Beerdigungsfeierlichkeiten für die beim Tunnelunglück getöteten Arbeiter berichtet der Roman von Geistlichen der verschiedensten Kirchen, die im Krematorium der Tunnelstadt zusammenkommen:

»Das kleine Krematorium [...] arbeitete Tag und Nacht. Priester der verschiedenen Religionen und Sekten hatten sich zur Verfügung gestellt und erfüllten abwechselnd das traurige Zeremoniell. Viele Nächte hindurch war das kleine Krematorium im Wald tageshell erleuchtet und noch immer standen endlose Reihen von Holzsärgen in der Halle.« (Ebd.: 229)

Die Stelle zeigt, wie auch die Religionen unter dem Paradigma der Arbeit stehen. Die Priester treten auf als Spezialisten zur professionellen Entsorgung von Opfern der Arbeit. Die endlosen »Reihen von Holzsärgen« verweisen auf die Arbeitsleistung, die von ihnen zu erbringen ist, und zwar ›umschichtig‹, gewissermaßen nach industriellen, um nicht zu sagen nach tayloristischen Methoden.

Dass es indessen eine gefährliche Haltung ist, sich auf religiöse Weise der Arbeit hinzugeben, zeigt sich spätestens, wenn die Arbeit ausgeht. Nach dem Ersten Weltkrieg und den ›goldenen‹ zwanziger Jahren des Wirtschaftsaufschwungs war es die Weltwirtschaftskrise in der Folge des Börsensturzes Ende Oktober 1929, die Millionen von Menschen mit der Erfahrung von Arbeitslosigkeit, mithin einer weiteren Form des erzwungenen Müßiggangs, konfrontierte. Literarisch entstand in dieser Zeit der Arbeitslosenroman als ein neues Subgenre, das Autoren wie Rudolf Brunngraber, Hans Fallada und Leonhard Frank erprobten (vgl. orientierend Unger 2007; Schütz 2009). Aber auch in Drama, Hörspiel und Film wurde das Thema Arbeitslosigkeit aufgegriffen. Die Arbeitslosenliteratur dieser Zeit stellt an Beispielen aus der Industriearbeiterschaft, aber häufiger noch an kleinen und mittleren Angestellten immer wieder heraus, dass die Erwerbslosigkeit der Protagonisten nicht selbst verschuldet, sondern durch strukturelle Faktoren verursacht sei. Grundsätzlich aber zielen die Werke darauf ab, einer idealistischen Überhöhung von Arbeit entgegenzuwirken. Denn bei den arbeitslosen Romanfiguren ist keineswegs von einem Leben für die Arbeit die Rede, noch weniger von Arbeit als Religion, sondern es rücken ganz elementare Funktionen der Arbeit in den Vordergrund wie die Sicherung des Lebensunterhalts, eine sinnvolle Strukturierung des Alltags, ein anerkannter sozialer Status und Sozialkontakte außerhalb der familialen Primärbindungen. Insofern

entfaltet die Arbeitslosenerliteratur der späten zwanziger und frühen dreißiger Jahre ein Gegenmodell zu Kellermanns Darstellung.

3. AUSBLICK: ARBEIT IN DER LITERATUR UM 2000

Ein für alle Mal im Diskurs überwunden ist das Denkmodell einer religiösen Überhöhung von Arbeit mit der Arbeitslosenerliteratur der Weltwirtschaftskrise keineswegs. Was Kellermann 1913 im Zukunftsroman vorführt, diagnostiziert 1995 Rainer Hank (*1953) in seinem Buch *Arbeit – Die Religion des 20. Jahrhunderts* für die postfordistische Gegenwart. Die Arbeit habe sich »ihre Alternativen einverleibt«, konstatiert der Wirtschaftsjournalist (1995: 114); auch Freizeit werde zu Arbeit, und noch unseren Urlaub ließen wir von Animatoren planen. Arbeit sei alleinige »Instanz von Sinn [...], seit konkurrierende Angebote sich in den Hintergrund drängen ließen« (ebd.: 9f.). Religion werde »seit langem schon als Agentur von Dienstleistungen verstanden«, und: »für das säkulare 20. Jahrhundert tritt die Verheißung der alles besiegenden Arbeit an die Stelle der Religion« (ebd.: 10f.). Insofern hätte Kellermann prospektiv in Mac Allan den aktuellen Zeittyp recht genau porträtiert. Entpuppt sich dieser amerikanische Ingenieur, der in harter, entsagungsvoller Arbeit aufgeht, also nachträglich als weltweite Siegerfigur?

Eindeutig scheint das der gegenwärtige, von Extremen beherrschte Diskurs über Arbeit nicht zu bestätigen. Viel ist auf der einen Seite die Rede von Menschen, die von ihrem Arbeitslohn nicht leben können und zusätzlich Unterstützungsleistungen beziehen. Menschen mit akademischem Abschluss, die sich von Praktikum zu Praktikum hangeln oder von einem befristeten Vertrag zum nächsten, arbeiten gewiss nicht zu wenig, aber unter prekären Rahmenbedingungen. Auf der anderen Seite – und dies wäre eher der Typus Mac Allan – stehen Menschen in Spitzenpositionen, von denen es heißt, sie arbeiteten zu viel, und zwar nicht nur Manager, sondern auch höhere Angestellte, kleine Selbstständige und Freiberufler. Rings um die Sammelkategorie »Arbeitsstress« gibt es ein neues Wortfeld, zu dem Begriffe wie *Burn Out*, *Workoholic* oder gar *Karôshi* gehören. So bezeichnet man es in Japan, wenn Menschen durch berufsbedingten Arbeitsstress sterben, sich gewissermaßen »tot arbeiten« (vgl. Himeoka 2000).

In der gegenwärtigen Publizistik wird der Ansatz des »New Management« mit der von Hank diagnostizierten Verwischung der Grenzen von Arbeit und Muße besonders in einer Sachbuchsparte erkennbar, nämlich in der boomenden Ratgeberliteratur zum persönlichen Zeitmanagement. Die populären Bücher Lothar J. Seiwerts (*1952) erreichen Auflagen, von denen viele Literaten nur

träumen; *Das neue 1 x 1 des Zeitmanagement* (1984) war 2011 in der 33. Auflage zu kaufen, die Kurzform *30 Minuten Zeitmanagement* (1998) 2012 in der 18. Der Autor ist promovierter Wirtschaftswissenschaftler. Seine Ratgeber empfehlen eine rationale Lebensführung, eine effiziente, erfolgsorientierte Zeitznutzung durch Planung und konsequente Prioritätensetzung; Henry Ford taucht dabei als Lieferant eines Mottos wieder auf (vgl. Seiwert 2011: 46). Zum Konzept gehört ein ganzheitlicher Anspruch. Es geht nicht nur um das Berufsleben, sondern um effizientes Zeitmanagement für die gesamte Lebensführung, das Privatleben eingeschlossen. »20 % der Schreibtischarbeit ermöglicht 80 % des Arbeitserfolges«, erläutert Seiwert das »Pareto-Prinzip«, aber es gilt ebenfalls: »20 % der Beziehungen bescheren 80 % des persönlichen Glücks.« (Ebd.: 29) Indem man in allen Lebensbereichen den ertragreichsten 20 % die höchste Priorität einräumt und vieles von den restlichen 80 % nachordnet oder ganz lässt, gewinnt man nicht zuletzt Phasen der Entspannung und beugt *Karôshi* und *Burn Out-Syndromen* vor. Aber auf diese Weise wird auch das Sozial- und Privatleben nach Paradigmen des Arbeitslebens gewissermaßen betriebswirtschaftlich durchorganisiert.

Auf gesundheitliche Gefährdungen durch Überarbeitung nimmt auch der Wissenschaftsjournalist Ulrich Schnabel (*1962) in seinem Buch *Muße. Vom Glück des Nichtstuns* (2010) Bezug. Schnabel legt dar, warum Muße in unserer schnelllebigen Zeit wichtig ist, und präsentiert als Vorbilder prominente Müßiggänger wie John Lennon und Doris Dörrie. Der Band geht auf die gleichen Probleme ein wie die Zeitmanagement-Anleitungen und wird unversehens selbst zu einem Ratgeber. So kann man darin testen, ob man ein *Burn-Out*-Kandidat ist (vgl. Schnabel 2010: 26f.), und für die Veränderung von eingerissenen Gewohnheiten gibt es eine Checkliste (vgl. ebd.: 251). Ziel ist, sich Freiräume für Muße zu schaffen. Vorbildlich seien dazu Betriebe, die ihren Mitarbeitern zum Beispiel ein Nickerchen in der Mittagszeit oder Sonderurlaub zur Abfassung eines Buches erlauben. Die Beispiele zeigen allerdings, wie auch bei Schnabel Muße vor dem Horizont des Arbeitsalltags gesehen wird. Darüber kann auch das »Trainingsprogramm für die Ruhe« nicht hinwegtäuschen, in dem er zum Beispiel Spaziergänge in schönen Landschaften, eine Atemmeditation und Joggen empfiehlt (vgl. ebd.: 255–258).

Subversiv kritische Stimmen zur betriebswirtschaftlichen Organisation des Privatlebens finden sich dagegen in der belletristischen Literatur, die längst nicht mehr Kapitalismuskritik am Beispiel von Industriearbeitern vorführt, sondern den Diskurs der Durchdringung von Arbeit und Muße aufgreift und hierzu Menschen in Führungspositionen beleuchtet. Romane wie Rainer Merckels *Das Jahr der Wunder* (2001), Joachim Zelters *Schule der Arbeitslosen* (2006) oder Kathrin

80 Rögglas *wir schlafen nicht* (2004) entlarven wesentliche Positionen des New Management als leere Versprechungen. Merkel präsentiert ein Start-up-Unternehmen als eine Art moderne Idylle; durch distanzierende und ironische Darstellungsweisen eines Ich-Erzählers fallen Anspruch und Wirklichkeit jedoch völlig auseinander, und die Idylle mündet letztlich in eine freiwillige »Selbstüberforderung und Selbstausbeutung« (Heimburger 2010: 181). Zelter zeigt ein Trainingscamp für Langzeitarbeitslose, in dem die Klienten Selbstoptimierung nach Prinzipien des New Management erlernen sollen und zum Beispiel in nächtlichen Vorstellungsgesprächen gedrillt werden; angesichts der Tatsache, dass für die betroffenen Menschen faktisch keine Arbeit da ist, erscheint das harte Trainingsprogramm völlig absurd. Rögglas führt psychogrammartig und ausschließlich in indirekter Rede wiedergegebene Selbstaussagen von sechs Menschen im Umfeld einer New Economy-Messe vor; ein Unternehmensberater kommt beispielsweise zu Wort, ein Online-Redakteur und eine Key Account Managerin. Krass stehen die phrasenartig wiedergegebenen neoliberalen Leitbilder der an die Substanz gehenden Lebenswirklichkeit dieser Figuren gegenüber (vgl. auch Stahl 2007: 96f.).

»Kapitalismuskritik als Sprachkritik« nennt Susanne Heimburger Rögglas Verfahrensweise (2010: 216). Die Autorin untersucht in ihrer Karlsruher Dissertation ein Korpus von rund 40 Romanen, Erzählungen und Dramen aus dem Zeitraum von 1997 bis 2006 im Blick auf die Präsentation aktueller Arbeitswelten in der Literatur (vgl. dazu Unger 2011). Sie führt überzeugend vor, wie darin der aktuelle Diskurs aufgegriffen wird und die Literatur ihre subversiven Möglichkeiten auch der gegenwärtigen Arbeitswelt gegenüber ausspielt.

So zeigen die herangezogenen Textbeispiele dreier Jahrhundertwenden, dass zum einen die jeweils dominierenden Positionen in den Debatten über den Wertkomplex der Arbeit publizistisch wirkungsvoll aufbereitet werden, zum anderen aber zeitgenössische literarische Werke jeweils die Kehrseite der Medaille vorführen. Gegen die philanthropische Arbeitserziehung mit der Ächtung des Müßiggangs erheben frühromantische Texte Einspruch und bestreiten den alleinigen Bildungswert der Arbeit; gegen die asketisch-religiöse Hingabe an die Arbeit nach dem Modell des ökonomisch versierten amerikanischen Ingenieurs erhebt die Arbeitslosenerziehung Einspruch und zeigt eindrücklich die Misere derjenigen, die aus strukturellen Gründen keiner Erwerbsarbeit nachgehen können; gegen neoliberale Ratgeber, die ökonomisches Zeitmanagement auch für das Privatleben empfehlen und die Grenzen zwischen Erwerbsarbeit und Freizeit nivellieren, erhebt eine in sozialer Hinsicht neu ausgerichtete Literatur Einspruch und führt das Auseinanderklaffen von Anspruch und Wirklichkeit des New Management

81 in der betrieblichen und privaten Realität vor. Ohne den großen historischen Erfolg eines positiven Arbeitsethos und seine Leistung für die Entwicklung von Wohlstand und Lebensqualität zu bestreiten, widersprechen also viele Literaten einer einseitigen, quasireligiösen Überhöhung der Arbeit; komplementär dazu plädieren sie für Muße und – zuweilen – Müßiggang.

LITERATUR

- Adelung, Johann Christoph [1798] (1990): Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hoch-deutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. Bd. 3: M–Scr [Leipzig, bey Breitkopf und Härtel]. Nachdruck, Hildesheim/Zürich/New York: Olms.
- Aristoteles (2003): Nikomachische Ethik. Übersetzung und Nachwort von Franz Dirlmeier. Anmerkungen von Ernst A. Schmidt (= RUB, Bd. 8586), Stuttgart: Reclam.
- Becker, Christian (2003): Ökonomie und Natur in der Romantik. Das Denken von Novalis, Wordsworth und Thoreau als Grundlegung der Ökologischen Ökonomik (= Hochschulschriften, Bd. 80), Marburg: Metropolis.
- Berghahn, Klaus L./Müller, Wolfgang (1979): »Tätig sein, ohne zu arbeiten? Die Arbeit und das Menschenbild der Klassik«, in: Reinhold Grimm/Jost Hermand (Hg.), Arbeit als Thema in der deutschen Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Königstein i.Ts.: Athenäum, S. 51–73.
- Blödorn, Andreas (2006): »Erzählen als Erziehen. Die Subjektivierung der Utopie und die Selbstreflexion der Aufklärung in den Robinsonaden Defoes, Campes und Wezels«, in: Árpád Bernáth/Endre Hárs/Peter Plener (Hg.), Vom Zweck des Systems. Beiträge zur Geschichte literarischer Utopien, Tübingen: Francke, S. 27–51.
- Buschinger, Philippe (1986): Die Arbeit in Goethes Wilhelm Meister (= Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik, Bd. 149), Stuttgart: Heinz Akademischer Verlag.
- Campe, Joachim Heinrich [1779/80] (1981): Robinson der Jüngere. Zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung für Kinder, nach dem Erstdruck hg. v. Alwin Binder und Heinrich Richartz (= RUB, Bd. 7665), Stuttgart: Reclam.
- Conze, Werner (1972): Lemma »Arbeit«, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hg.), Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 1: A–D, Stuttgart: Klett-Cotta, S. 154–215.

- Dischner, Gisela (1980): Friedrich Schlegels Lucinde und Materialien zu einer Theorie des Müßiggangs, Hildesheim: Gerstenberg.
- Fertig, Ludwig (1977): Campes politische Erziehung. Eine Einführung in die Pädagogik der Aufklärung (= Impulse der Forschung, Bd. 27), Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Fiederer, Margrit (2002): Geld und Besitz im bürgerlichen Trauerspiel (= Epistemata, Bd. 414), Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Fohrmann, Jürgen (1981): Abenteuer und Bürgertum. Zur Geschichte der deutschen Robinsonaden im 18. Jahrhundert, Stuttgart: Metzler.
- Ford, Henry [1923]: Mein Leben und Werk [engl.: My Life and my Work. (1922)]. Einzig autorisierte deutsche Ausgabe von Curt und Marguerite Thesing, Leipzig: List.
- Fuest, Leonhard (2008): Poetik des Nicht(s)tuns. Verweigerungsstrategien in der Literatur seit 1800, München: Fink.
- Fuld, Werner (1989): »Bis an die Knöchel im Geld. Werner Fuld über Bernhard Kellermann: Der Tunnel (1913)«, in: Marcel Reich-Ranicki (Hg.), Romane von gestern – heute gelesen. Bd. 1: 1900–1918, Frankfurt a.M.: Fischer, S. 180–186.
- Goethe, Johann Wolfgang von [1773] (1993): »Prometheus«, in: Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bdn. Bd. 1: Gedichte und Epen 1. Hg. v. Erich Trunz, München: Beck, S. 44–46.
- Hank, Rainer (1995): Arbeit – Die Religion des 20. Jahrhunderts. Auf dem Weg in die Gesellschaft der Selbständigen, Frankfurt a.M.: Eichborn.
- Hausen, Karin (2000): »Arbeit und Geschlecht«, in: Kocka/Offe, Geschichte und Zukunft der Arbeit, S. 343–361.
- Heimburger, Susanne (2010): Kapitalistischer Geist und literarische Kritik. Arbeitswelten in deutschsprachigen Gegenwartstexten (= Forschungen zur deutschsprachigen Literatur nach 1945), München: Edition Text + Kritik.
- Hierholzer, Vera/Sandra Richter (Hg.) (2012): Goethe und das Geld. Der Dichter und die moderne Wirtschaft. Ausstellungskatalog, Frankfurt a.M.: Frankfurter Goethe-Haus.
- Hiller, Marion (2000): »Müßiggang, Muße und die Musen. Zu Friedrich Schlegels Poetik und seiner »Idylle über den Müßiggang« im Spannungsfeld antiker und moderner Bezüge«, in: Athenäum. Jahrbuch für Romantik 10, S. 135–158.
- Himeoka, Toshiko (2000): »Die »betriebszentrierte Gesellschaft« und die Geschlechterverhältnisse in der Arbeitswelt Japans«, in: Kocka/Offe, Geschichte und Zukunft der Arbeit, S. 135–147.

- Kayser, Bodo (2004): »Campes »Robinson« und die Robinsonaden«, in: Elmar Mittler/Wolfgang Wangerin (Hg.), Nützliches Vergnügen. Ausstellungskatalog, Göttingen: Niedersächsische Staats- und Universitäts-Bibliothek, S. 83–100.
- Kellermann, Bernhard [1913] (1995): Der Tunnel. Roman (= Suhrkamp-Taschenbuch, Bd. 2455), Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kift, Dagmar/Palm, Hanneliese (Hg.) (2007): Arbeit – Kultur – Identität. Zur Transformation von Arbeitslandschaften in der Literatur. Tagungsband, Symposium des Fritz-Hüser-Instituts und des LWL-Industriemuseums, 23.-25.03.2006, Essen: Klartext.
- Kittstein, Ulrich (2005): »Der Erfinder als Messias und das eiserne Gesetz der Arbeit. Zukunftsvisionen in den Science-Fiction-Romanen von Hans Dominik und Bernhard Kellermann«, in: Sprachkunst 36, Heft 1, S. 127–145.
- Kocka, Jürgen/Offe, Claus (Hg.) (2000): Geschichte und Zukunft der Arbeit, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Koller, Hans-Christoph (1991): »Erziehung zur Arbeit als Disziplinierung der Phantasie«, in: Segeberg, Vom Wert der Arbeit, S. 40–67.
- Le Bon, Gustave [1895, 1911] (1982): Psychologie der Massen. Mit einer Einführung v. P.R. Hofstätter. Autorisierte Übersetzung v. Rudolf Eisler. Bearb. v. Rudolf Marx (= Kröners Taschenausgabe, Bd. 99), Stuttgart: Kröner.
- Lexer, Matthias (1983): Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch. 37. Aufl. mit Neubearb. u. erw. Nachtr., Stuttgart: Hirzel.
- Luther, Martin [1520] (1990): An den christlichen Adel deutscher Nation (= RUB, Bd. 1578), Stuttgart: Reclam.
- Merkel, Rainer (2001): Das Jahr der Wunder. Roman, Frankfurt a.M.: Fischer.
- Oest, Johann Friedrich [1787] (1991): Versuch einer Beantwortung der pädagogischen Frage: wie man Kinder und junge Leute vor dem Leib und Seele verwüstenden Laster der Unzucht überhaupt, und der Selbstschwächung insonderheit verwahren, oder, wofern sie schon davon angesteckt waren, wie man sie davon heilen könne? Eine gekrönte Preisschrift [zuerst veröffentlicht in: Allgemeine Revision des gesamten Schul- und Erziehungswesens von einer Gesellschaft praktischer Erzieher. Bd. 6, Wolfenbüttel, S. 1–286], Auszüge in: Segeberg, Vom Wert der Arbeit, S. 71f.
- Richter, Dieter (1984): Schlaraffenland. Geschichte einer populären Phantasie, Köln: Diederichs.
- Riehl, Wilhelm Heinrich (1861): Die deutsche Arbeit, Stuttgart: Cotta.
- Röggla, Kathrin [2006] (2010): Wir schlafen nicht. roman (= Fischer TB, Bd. 16886), Frankfurt a.M.: Fischer.

- Saller, Reinhard (2007): *Schöne Ökonomie. Die poetische Reflexion der Ökonomie in früh-romantischer Literatur* (= Epistemata, Bd. 592), Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Sautter, Udo (2000): *Die Vereinigten Staaten. Daten, Fakten, Dokumente* (= UTB, Bd. 2131), Tübingen: Francke.
- Schiller, Friedrich [1800] (1987): »Das Lied von der Glocke«, in: ders. (Hg.), *Sämtliche Werke. Bd. 1: Gedichte, Dramen*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 429–442.
- Schlegel, Friedrich [1799] (1963): *Lucinde. Ein Roman. Hg. und mit einem Nachwort versehen v. Karl Konrad Polheim* (= RUB, Bd. 320), Stuttgart: Reclam.
- Schnabel, Ulrich (2010): *Muße. Vom Glück des Nichtstuns*, München: Blessing.
- Schönert, Jörg (1988): »Arbeit in der deutschen Weise« als nationales Erziehungsprogramm des Nachmärz. Zur Wirkungsweise literarischer Wertkonstitution«, in: ders./Harro Segeberg (Hg.), *Polyperspektivik in der literarischen Moderne* (= Hamburger Beiträge zur Germanistik, Bd. 1), Frankfurt a.M.: Lang, S. 338–352.
- Schönert, Jörg [1989] (2007): »Wezels und Campes Bearbeitung des ›Robinson Crusoe‹. Zur literarischen Durchsetzung des bürgerlichen Wertkomplexes ›Arbeit‹ in der Literatur des späten 18. Jahrhunderts« [Wiederabdruck aus Eda Sagarra (Hg.): *Deutsche Literatur in sozialgeschichtlicher Perspektive. Dublin 1989*, S. 18–34], in: ders., *Perspektiven zur Sozialgeschichte der Literatur. Beiträge zu Theorie und Praxis* (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 87), Tübingen: Niemeyer, S. 97–112.
- Schütz, Erhard (2007): »Literatur – Museum der Arbeit?«, in: Kift/Palm, *Arbeit – Kultur – Identität*, S. 13–32.
- Schütz, Erhard (2009): »Du bist nichts« oder Krieg der Arbeitslosigkeit. Darstellungs- und Deutungsmuster von Arbeitslosigkeit in Zeitromanen der Weimarer Republik«, in: Franz-Josef Deiters (Hg.), *Narrative der Arbeit = Narratives of Work*, Freiburg i.Br./Berlin/Wien: Rombach, S. 189–209.
- Segeberg, Harro (1987a): *Literarische Technik-Bilder. Studien zum Verhältnis von Technik und Literaturgeschichte im 19. und frühen 20. Jahrhundert* (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 17). Tübingen: Niemeyer.
- Segeberg, Harro (1987b): »Technik-Bilder in der Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts«, in: ders. (Hg.), *Technik in der Literatur. Ein Forschungsüberblick und zwölf Aufsätze*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 411–435.
- Segeberg, Harro (Hg.) (1991): *Vom Wert der Arbeit. Zur literarischen Konstitution des Wertkomplexes ›Arbeit‹ in der deutschen Literatur (1770–1930).*

- Dokumentation einer interdisziplinären Tagung in Hamburg vom 16.-18.03.1988, Tübingen: Niemeyer.
- Seiwert, Lothar J. (2011): *Das neue 1 x 1 des Zeitmanagement. Zeit im Griff, Ziele in Balance; kompaktes Know-how für die Praxis*, München: Gräfe und Unzer.
- Seiwert, Lothar J. (2012): *30 Minuten Zeitmanagement*, 18. Aufl., Offenbach: GABAL.
- Stach, Reinhard/Gädeke-Schmidt, Jutta (1991): *Robinson und Robinsonaden in der deutschsprachigen Literatur. Eine Bibliographie* (= Schriftenreihe der deutschen Akademie für Kinder- und Jugendliteratur, Bd. 12), Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Stahl, Enno (2007): »Wir schlafen nicht«. *New Economy und Literatur*«, in: Kift/Palm, *Arbeit – Kultur – Identität*, S. 85–97.
- Taylor, Frederick Winslow [1911] (1947): »The Principles of Scientific Management«, in: ders. (Hg.), *Scientific Management. With a Foreword by Harlow S. Person*, New York: Harper.
- Trommler, Frank (1979): »Die Nationalisierung der Arbeit«, in: Reinhold Grimm/Jost Hermand (Hg.), *Arbeit als Thema in der deutschen Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Königstein i.Ts.: Athenäum, S. 102–125.
- Unger, Thorsten (2004): *Diskontinuitäten im Erwerbsleben. Vergleichende Untersuchungen zu Arbeit und Arbeitslosigkeit in der Literatur der Weimarer Republik* (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 103), Tübingen: Niemeyer.
- Unger, Thorsten (2007): »... das Tagewerk von sechs Millionen«. *Arbeitslosigkeit in der Literatur der Weimarer Republik*«, in: Udo Achten/Petra Gerstenkorn/Holger Menze (Hg.), *Recht auf Arbeit. Recht auf Faulheit*, Düsseldorf: Klartext, S. 148–151.
- Unger, Thorsten (2011) [Sammelrezension zu]: (1.) Leonhard Fuest: *Poetik des Nicht(s)tuns. Verweigerungsstrategien in der Literatur seit 1800*. Univ., Habil.-Schr. Hamburg 2008, München: Fink, 2008; (2.) Susanne Heimburger: *Kapitalistischer Geist und literarische Kritik. Arbeitswelten in deutschsprachigen Gegenwartstexten* (= Forschungen zur deutschsprachigen Literatur nach 1945), München: Edition Text + Kritik, 2010, in: *Arbitrium* 29, Heft 2, S. 245–251.
- Ven, Frans van der (1972): *19. und 20. Jahrhundert* (= Sozialgeschichte der Arbeit, Bd. 3), München: DTV.
- Vontobel, Klara (1946): *Das Arbeitsethos des deutschen Protestantismus. Von der nachreformatorischen Zeit bis zur Aufklärung* (= Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie, Bd. 2), Bern: Francke.

Waldmann, Günter (1982): »Trivial- und Unterhaltungsromane«, in: Frank Trommler (Hg.), *Jahrhundertwende. Vom Naturalismus zum Expressionismus 1880–1918* (= *Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte*, Bd. 8), Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 124–139.

Widmer, Urs (1997): *Top dogs*, Frankfurt a.M.: Verlag der Autoren.

Zelter, Joachim (2006): *Schule der Arbeitslosen. Ein Roman*, Tübingen: Klöpfer & Meyer.

Die »gegenwärtigen prosaischen Zustände«

Der Wandel der Arbeitswelt in Ästhetik und Dichtung
des Klassizismus

VARUN F. ORT

Tausend Beweise rufen euch einstimmig zu:
Prosa ist die eigentliche Natur der Modernen.

FRIEDRICH SCHLEGEL

POESIE IM PROSAISCHEN ZEITALTER

Den Beginn der literarischen Auseinandersetzung mit den materiellen Grundlagen der zeitgenössischen Gesellschaft assoziiert man in Deutschland vor allem mit der engagierten Literatur der Restaurationsepoche. Obwohl deren programmatische Abkehr von der idealistischen Ästhetik neue Wirklichkeitsbereiche erschließt, verbindet sie mit der Kunstperiode, dass realistische Darstellungen des zeitgenössischen Kleinbürgertums, speziell des Handwerks, sich kaum finden und, wo sie vorkommen, dem ideologischen Verdikt der Rezensenten verfallen. So urteilt Rudolf Gottschall über Otto Ludwigs Roman *Zwischen Himmel und Erde* (1856):

»[W]enn wir auch den kräftigen Naturwuchs des Ludwigschen Talents anerkennen, [...] so dürfen wir doch die Vorliebe für das Absonderliche, Außergewöhnliche, Gewagte nicht als einen Vorzug »moderner Richtung« preisen und in der Vertiefung in das kleinliche Detail eines Handwerks keinen ersprießlichen Zuwachs an plastischer Kraft der Darstellung in unserer Literatur begrüßen.« (Gottschall 1997: 124f.)

Ähnlich rezensierte man schon Karl Philipp Moritz' *Anton Reiser* (1785), dem in seiner Zeit einzigen Handwerkerroman: »Da Herr Moritz doch für Leute